

Samuel Glanzmann [Schluss]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



H. Plattner, Zürich.

Sommertag.

Vor umblühter Mauer

An rosenüberblühter Mauer hängt
 Ein leeres Spinnweb; Silberfäden stehn
 Als Netz, das, halb zerbrochen, Rosen fängt,
 Wenn sie entblättern in die Kühle wehn.
 Du aber lass' erfüllte Wünsche los
 Und halt' sie nie mit Silberfäden fest:
 Blüht eine Stunde rosenfrisch und groß;
 Dein sei der Duft, der Dank! Doch lass' den Rest.
 Aus stiller Ehrfurcht, daß dir nie gereue.
 Und halt' dein Auge neuen Stunden froh;
 Der Reue eng verwandt ist falsche Treue,
 Ein Ewig Spinnweb, dem der Geist entfloh.

Max Seilinger, Zürich.

Samuel Glanzmann.

Novelle von Alfred Fankhauser, Wädtrach.

(Schluß).

„Herr Pfarrer, habt die Güte und sagt meinem Weibe, ich werde um die Abendzeit in der Scheune bei meiner Arbeit sein. Dieser Nachmittag aber gehört nicht mir und nicht ihr...“

Der Pfarrer blieb schweigend und kopfschüttelnd stehen. Glanzmann aber läuschte, als ob er längst wieder allein sei, nach oben, wo die Wipfel unmerklich schwankten und die Lichter seltsam auf grünen Zweigen spielten.

Sie flogen gleich grünen Schmetterlingen hin und her und setzten sich im Fluge nieder. Sie zerflatterten ins Nichts und tauchten auf aus dem Nichts. Sie wurden hergeweht aus dem Unsichtbaren, und der sie trug, das war der leise Wind, der hoch vorüberzog.

Glanzmann war allein. Der Pfarrer sah auf seiner Stirne Einsamkeit und Glück wohnen. Staunen und Neid und leise Empörung über den Unbekümmer-

ten, aber auch fragendes Erschrecken machten den Mann zögern. Die Augen Glanzmanns staunten immerfort in die Höhe. Sie zogen die Augen des Geistlichen mit. Was sah der Träumer dort oben? Himmel und Wipfel...

„Glanzmann, Ihr träumt! Wacht auf!“

Glanzmann fuhr zusammen und erkannte den Pfarrer. „Was hat mein Weib Neues befohlen?“

„Sie hat nichts befohlen. Aber ich bitte Euch, steht auf und kommt mit mir. Ihr träumt.“

„Wenn sie nichts befohlen hat, dann ist es gut. Grüßgott!“

Glanzmann war wieder weg. Schweigend und unzufrieden blieb der Pfarrer noch einmal stehen, erkannte aber die Nutzlosigkeit weitem Drängens und entfernte sich...

So geschah es, daß Glanzmann zum erstenmal in seinem Tugendleben die Wochenarbeit ruhen ließ und einen halben Tag lang feierte...

Am Sonntag drauf trafen ein Duzend Männer und Weiber auf dem Hofe ein und verlangten ihn zu hören.

Glanzmann wollte sie in die Scheune führen. Marianne aber sagte energisch und ohne Komplimente: „Rechter Besuch kommt in die Stube!“ Er folgte, beschwert von Unmut.

Wieder überfiel ihn beim Anblick der unruhigen Gesichter der Gedanke, daß die Menschen so arm seien, und indem er dies bitter fühlte, wußte er auf einmal, was er ihnen sagen sollte. Und er fing an, als ob er immer zu ihnen gesprochen hätte, zu erzählen von der Armut und Verlassenheit des Menschen, und warum er so arm und elend sei.

„Verloren in unseligen Sorgen gehen die Menschen ihre Wege. Sie haben die Freude nie gefühlt. Sie lieben einander nicht, sondern bringen ihre Tage in Furcht und Angst zu. Sie erschrecken vor der Nacht, vor dem Unglück, vor dem Tode. Ihr ganzes Leben lang fühlen sie sich wie verirrte Kinder in wüster Wildnis. Darum bleiben ihre Augen ohne Glanz und traurig ein Leben lang und weinen, wenn sie sterben, über verlorne Jahre. Sie wissen keinen Trost in

Krankheit, kein Genügen in den Freuden; denn sie denken daran, daß die Freuden vorübergehen, und danach wird es sein, als wären sie nicht gewesen. Also arm sind die Menschen. Die Erde, darauf sie wohnen, wird ihnen niemals heimisch. Alle Wege sind hart und steinig. Das grüne Gras, der Erdengrund, des Himmels Wolken sind ihnen ewig gram.

Aber warum sind alle Lebendigen einander so fremd, und warum ist ihnen allen die Erde so feindlich? Sie sollten doch mit heiteren Augen in der Wohnung wohnen, die ihnen gegeben ist? Gras und Blumen, Wolken und Wasser sollten ihnen doch Trost und Genügen geben, und die Liebe müßte sie glücklich machen. Warum sind sie denn arm?

Sind sie nicht, wie Verzauberte, die den Sinn verloren haben und ihre Freunde und Brüder nicht mehr erkennen? Ist es nicht ein trauriger Traum, der den Menschen ihre Freude zerstört hat? In ihrer Blindheit weinen sie in der Heimat über die verlorne Seligkeit.

Die Flamme Gottes, der verzehrende Strahl, der herniederfährt und die Erde befruchtet, der versengt, was er trifft und die Wohnung des Menschen zerstört, die Flamme Gottes verabscheuen sie und fürchten sie. Und doch gab ihnen Gott ein Mittel, sich zu schützen vor der Glut seiner Flamme, auf daß sie ihnen hinfort nur noch zum Segen werde und die Menschen sich freuen möchten an ihrem Anblick und glücklich darüber sein.

Darum ist der Schmerz groß unter den Menschen; sie sehen den nahen Gott nicht, der überall wirkt. Sie fühlen ihn nicht. Sie lieben ihn nicht. Sie leben nicht mit ihm. Darum sind sie fremd in ihrer Heimat.“

Samuel Glanzmann sprach leise und selbstverloren. Er gewährte nicht, wie seine Zuhörer ihn mit heimlicher Bewegung anstarrten, als ob sie nur noch auf das Ungesagte warteten, um dessentwillen sie hergekommen waren: Auf die besondere Offenbarung. Sie müßte anders sein, als was Menschen gewöhnlich denken und fühlen. Deutlich unterschieden müßte sie den Charakter dessen tragen, von dem wir in unserer Vernunft sagen: „Es ist nicht.“

Allein während sie warteten, schwieg Glanzmann unvermittelt und ohne die Enttäuschung gewahr zu werden, die alle Gesichter umging. Eine oder zwei Frauen und drei Männer standen auf und verließen das Zimmer. Frau Marianne trat ans Fenster, um die draußen spielenden Kinder zu betrachten. Von Zeit zu Zeit warf sie einen stehenden Blick nach ihrem Ehemanne. Glanzmann sah nicht auf, hörte aber die Hinausgehenden und sagte in aller Heiterkeit bitter: „Sie gleichen alten Leuten, die in der Nähe schlecht sehen. Sie wollen Gott viel zu weit suchen, wollen ihn nicht ergreifen. Mehr aber kann der Mensch nicht tun.“

„Wie ergreifen wir denn Gott,“ fragte ein bleicher Bauer, dessen Gesicht von viel Kummer und Anfechtung zeugte. Glanzmann sah ihn nicht an. „Ergreife, so wirst du es wissen! Nimm seine Gabe! Es ist ein schmaler Schritt aus der Fremde zu ihm. Hier ist Elend. Dort ist Liebe. Hier ist Leere. Dort ist Fülle. Und ein schmaler Schritt ist dazwischen. Nein, es ist nichts Besonderes. Geht alle hin, nehmt das Zeichen mit euch: Sehet auf eure Dächer die Stangen. Ruhet nicht, bis ein jedes Dach dies Zeichen trägt.“

Bei diesen Worten wandte sich plötzlich Frau Marianne um und rief scharf und höhnisch: „Männer, hört nicht auf ihn! Er ist verrückt. Und euch, Weiber, die ihn anhören, soll man prügeln.“

Erstaunt starrten die Bauern sie an. „Ja, er ist verrückt,“ wiederholte sie heftig. „Und wer es nicht merkt, dem fehlt es selber.“ Damit trat sie auf Glanzmann zu und blickte ihn wütend an: „Ich hatte gedacht, du würdest dich besinnen und Frieden geben. Allein du suchst Unruhe und Streit. Geh in dich! Es ist toll, was du redest.“

Glanzmann rechte die Rechte abwehrend gegen sie: „Weib, ich wollte dich nicht stören. Ich gehe, um dich nicht zu ärgern, und an dir wird es liegen, ob du mit mir kommen kannst oder nicht.“ Langsam erhob er sich und schritt der Türe zu, ohne sich umzusehen. Marianne knirschte mit den Zähnen und verfolgte ihn mit funkelnden Augen, wie eine Raubfähe; auf einmal, als er mit lebendiger Rechte die Türe ergriff, die Linke aber mehr als

auffällig zwecklos hangen ließ, fuhr sie, von Mut geschwellt, auf ihn los, packte ihn am Rockragen und zerrte ihn in die Stube zurück, indem sie wütend schrie: „Du Narr! Du Erzfäher! Hund, meideidiger! Jämmerling, Schneider, der du bist!“ Als sie aber versuchte, den Armen zu schütteln wie einen Jungen, da erstarkte Glanzmann unerwarteterweise und griff mit beiden Händen zu. Umsonst wand sie ihre Handgelenke in seinen Fäusten. Glanzmann schrie mit veränderter Stimme: „Frieden geben sollst du, Weib!“ Zum Erstaunen der Umstehenden wurde sie sofort kleinmütig und bat: „Laß mich los!“ So rasch aber die Veränderung Glanzmanns in den zornigen Zustand und die Wendung des Weibes von Raubtierwut in kleinmütiges Bitten erfolgt war, so rasch erfolgte auch die Rückkehr der vorigen Verhältnisse. Glanzmann gab sein Weib frei. Sie wich zurück. Verachtung schoß in ihre Augen. Er aber sah sie traurig an: „So viele Jahre habest du mich, Weib, und erst jetzt kommt es zum Vorschein? Es ist besser, wenn ich weggehe. Komme mit mir, wer kommen will!“

„Geht nur mit, ihr seid alle die Gleichen,“ rief Marianne den Weichenden nach und schmetterte die Türe hinter ihnen ins Schloß.

Von nun an war es aus mit dem Frieden in Glanzmanns Haus. Der Bauer wohnte in der Scheune, schlief härter als der ärmste Knecht, ließ sich sein Essen von einem Kinde bringen und beklagte sich niemals darüber, auch wenn Marianne in ihrem Haß das Maß klein und die Güte gering bemessen. Er arbeitete wochenlang ohne Hilfe auf einer Ecke des Feldes, während seine Leute sich anderswo zu schaffen machten. Wer vorüberging, zeigte seiner Schadenfreude den ergötzlichen Anblick und erlabte sich an den Hohnworten der Bäuerin, die allen Bekannten und Unbekannten bereitwillig den Zustand einer freiwillig getrennten Ehe schilderte. „Lieber nichts, als einen solchen Mann!“

Glanzmann dagegen unterhielt sich nur an Sonntagen oder abends nach Eintritt der Dunkelheit mit Menschen. Seine Anhänger besuchten ihn getreulich, und

obwohl sich nach jeder Ansprache einer oder zwei von ihm wandten, weil sie „nach Art der Alten in der Nähe schlecht sahen“, so ergänzten sich die Reihen wieder durch Neulinge, die bald aus größeren Kreisen kamen. Bei den meisten übte die Enttäuschung über das Fehlen des Besondern eher eine geheime Anziehungskraft aus, indem die Persönlichkeit Glanzmanns in ihrer seltsamen Erscheinung selber Geheimnisse zu bergen schien und man sich dachte, irgend ein geheimes Erleben müsse ihn doch zu seinen sonderbaren Gedanken geführt haben. Diese Meinung wurde unterstützt durch das geduldige Leiden des Entbehrenden, der trotz seinem elenden und halb verhungerten Aussehen glücklich zu sein schien und keinen ungetröstet von sich ließ. Er redete ihnen von Gottes Kraft in allem Gegenwärtigen, hieß alle das Glück ergreifen und pries die Flamme Gottes.

Jede solche Versammlung in der Scheune brachte die Bäuerin zum Rasen. Sie verhängte alle Fenster, schloß die Kinder in eine finstere Kammer ein und stahl sich heimlich aus dem Hause, um die Brüder und Vettern im Dorfe zu holen. Sie hegte die ganze Woche, damit sich das Jungvolk ermanne und die Schwärmer mit Knüppeln zur Ernüchterung treibe. Die wenigsten Leute hießen indessen ein solches Vorgehen gut; man begnügte sich mit dem Ergötzen an Mariannes Wut und ließ die stillen Sonderlinge vorläufig ihrer Wege gehen.

Ein einziger fühlte in sich die Nötigung, der Zerwürfnis Einhalt zu tun. Das war der Pfarrer. Friedestiften war sozusagen sein bürgerlicher Beruf. Darum nahm er sich die Mühe, Glanzmann und Marianne vor seinen Ohren sprechen zu lassen. Seine erste Einladung, an die Familie adressiert, blieb unbeantwortet. Er gab nicht nach und griff kräftiger an, indem er Glanzmann in der Scheune und Marianne im Hause aufsuchte.

Marianne offenbarte eine unziemliche Respektlosigkeit. „Herr Pfarrer,“ sagte sie, „wenn es eine Obrigkeit gäbe, eine rechte Obrigkeit, so brauchte niemand im Pfarrhaus Veröhnung zu suchen.“

„Das mag wohl sein,“ antwortete mit wissendem Lächeln der Pfarrer, „be-

sonders in der Familie dürfte eine rechte Obrigkeit nicht fehlen.“ Er beobachtete scharf ihre Miene und sah: sie war dunkelbraun geworden und starrte wortlos in eine Ecke. „Werdet Ihr also kommen?“ forschte er weiter.

„Ja, ich werde kommen. Es soll niemand sagen, an mir habe es gefehlt. Seht Ihr nur zu, wie Ihr den Glanzmann hinkriegt!“ Sie ließ den Pfarrer stehen, und er wartete nicht auf ihre Rückkunft.

Anders als seine Frau antwortete Glanzmann. Er war sanft, versöhnlich und voll Einsicht. Was er sagte, hatte Geltung und tönte selbstverständlich, aber ohne Wichtigkeit. Darum sah er auch nicht von seiner Arbeit auf, als der Pfarrer eine Weile lang sprach, sondern fuhr fort, Strohbinden für die kommende Ernte zu knüpfen.

„Wahr ist es, wir haben die Aussprache zu lange verschoben. Wenn Marianne sie wünscht, dann sind wir auf gutem Wege. Ich danke Euch, Herr!“ Und seine beiden Hände schafften emsig und gemeinsam. Verwundert sah der Pfarrer dem regen Spiel der Finger zu, sah den Haufen von Bündeln neben dem Stuhl des Bauern wachsen und fühlte sich gedrängt, einen guten Spruch zum Abschied anzubringen.

„Wie zwei Hände, so sollten sich zwei Gatten helfen!“

Glanzmann wandte den Kopf zum erstenmal und stach mit zwei scharfen Blicken schräg aufwärts unter gesenkten Brauen. „Das wäre schön, ja. Aber die Hände wissen nichts voneinander. Das ist das Uebel.“

Erfreut griff der Pfarrer ein. „Sicherlich. Ein höherer Wille muß sie beide lenken.“

Glanzmann zog die Stirn zweifelnd zusammen. „Die Hände sind an einem Leibe angewachsen; aber Mann und Frau sind es nicht.“

Der Pfarrer staunte. „Der Bauer denkt.“ Er sagte Lebewohl und zog sich zurück. Glanzmann sah sich nicht nach ihm um.

Zwei Tage später, zur festgesetzten Abendstunde, suchten beide Gatten das Pfarrhaus auf. Marianne eilte sehr, um die Stube zu räumen, bevor der Mann

zum Ankleiden kam. Sie traf einen Augenblick zu früh ein und unterhielt sich auf der Treppe mit der Pfarrhausköchin, ihrer Base.

„Es soll mir nicht passieren! Wenn er mir Vorwürfe machen will... ich bin geladen. Wären die Pfaffen etwas ruh, keine Seele könnte verloren gehen. Ich habe ein gutes Gewissen, und wüßten nur alle Leute, was recht ist, wie ich es weiß, es stünde gut. Aber es dürfen's nicht alle sagen, besonders diejenigen nicht, welche die Pflicht hätten, zu reden...“

„Nicht zu laut,“ mahnte die Köchin.

„O, es darf hören, wer will,“ betonte Marianne. Da trat auf dem obern Flur der Pfarrer heraus und hieß Marianne eintreten. Sie trat über die Schwelle und sah sich um. Verblüfft blieb sie stehen. „Bist du schon da?“

Glanzmann nickte gleichmütig.

„Welchen Weg hast denn du genommen?“ Sie fragte in der Ueberraschung und biß sich sogleich in die Lippe, reuig über ihre Frage.

„Ich hatte im Dorfe zu tun und ging eine Stunde früher.“

„Da seid ihr nun,“ sagte der Pfarrer, und sein Gesicht glänzte vor Freude und zitterte leicht vor Besorgnis. „Den Heimweg werdet ihr wohl zusammen machen.“ Er sah die Bäuerin freundlich an. Aber die Güte klang nicht an.

„Wenn er kommen will. Das ist seine Sache. Ich finde mich schon selber zurecht. Wenn er aber eine Stunde früher weg will, jetzt gleich, so soll's mir recht sein...“ Sie atmete heftig.

„So dürft Ihr nicht sprechen, Frau Glanzmann,“ mahnte der Geistliche. „Das reißt die Aluft nur tiefer auf zwischen euch.“

Aber Marianne hörte nicht. Es war, als ob ein Feuer lang im verschlossenen Raum gemottet hätte und als ob die Mahnung des Herrn der Windzug wäre, der den Qualm zur Lohe anblies. Sie tobte wild los:

„Meinetwegen soll er sich abgeben, womit er will. Mit Blichableitern oder mit Huren. Das ist mir alles eins. Wußte ich vor zwölf Jahren, was ich jetzt weiß, ich wäre nicht die Glanzmann-Marianne.

Der will ein Mann sein? Ein Narr ist das und nichts weiter. Der will von Gott reden? Er soll recht tun. Aber er hängt seine Gedanken an Teufelsdinge und will, daß man von ihm spricht... Ein Schwein ist der...“

Sie verlor vor Haß den Atem und überstürzte ihre Worte, bis eins das andere verschlang und die Wut keinen andern Ausweg mehr fand als durch zitternde Fäuste.

„Schwagt, was Ihr wollt, faselt, so lang Ihr wollt. Ich gehe. Ich weiß, was ich zu tun habe!“ schrie sie auf und stürzte zur Türe. Und ehe einer der beiden Männer ein Wort fand, war sie weg.

Der Pfarrer sah Glanzmann forschend an, als wüßte er allein die Erklärung des rätselhaften Hasses. Aber Glanzmann schüttelte nur traurig den Kopf. „Ihr seht, daß sie mich haßt. Habt Geduld mit uns!“

„Sonderbar, sonderbar!“

„Ja, es ist sonderbar, Herr. Vielleicht wenn wir nicht eine lange, tote Ehe miteinander geführt haben würden, wäre die Wahrheit vor langen Jahren an den Tag gekommen. Aber nun ist es aus mit unserer Ehe...“

Der Pfarrer wußte keinen Rat. Glanzmann saß kleinmütig da und erhob sich fast plötzlich; Unruhe bewegte ihn. „Es war umsonst. Wartet ab; aber laßt mich geh'n für diesmal!“

Er sah beim Abschied des Geistlichen Gesicht unmutig umwölkt und suchte seinen Weg in die abendliche Dorfgasse hinunter mit traurigen Gedanken im Gemüt. „Das muß schlimm angesehen werden von den Menschen, wenn der Mann sich darüber empört...“

Die Dorfbewohner saßen in Gruppen verborgen in Dämmerung. Auf kleinen Plätzen spielten Kinder. Glanzmann fing verlorene Laute mit halb wachsamem Ohren auf.

„Jetzt spielen wir Glanzmann. Ich bin der Samuel. Du bist die Marianne. Du werfst in der Scheuer. Da ist die Scheuer. Ich schneide dir Gesichter... Und du bist der Pfarrer...“

Glanzmann erschrak. Sein Herz klopfte. Irgendwo lachten die Kinder vergnügt über ihr neues Spiel. Mit ver-

zagter Seele eilte er aus dem dunkelnden Dorf hinaus auf die Wiese. Da strahlten die Sterne...

Als man sich in der Gemeinde an das Ehezwärnis und seine ruhige Dauer gewöhnt hatte, trat das andere Wunder erst in den Vordergrund des öffentlichen Denkens, und auch in dieser Richtung wucherten üppige Gerüchte, um so mehr, als sich das Dunkel der Versammlungen für die Außenstehenden wenig mehr lüftete, als die Herzen der entzweiten Leute. Es mußte allen auffallen, wie die Merkzeichen der Sekte, die Blihableiter, unter den Augen ihrer Gegner und Bespöttler allerorten auftauchten. In kurzer Zeit besprachen auch die Nachbargemeinden ihre Glanzmannbrüder, wie man sie taufte, und zwar um so eifriger, je weiter der Radius des gezogenen Kreises sich von seinem Mittelpunkt, dem Glanzmannhof, entfernte. Es konnte nicht lange dauern, bis man sich von hoher weltlicher und geistlicher Seite aus um diese neue Regung des unentwickelten Geistes zu bekümmern anfang und nach der damaligen Sitte Argwohn hegte. Aufgeklärte Regierungskreise belächelten freilich die Idee, den Fortschritt in geistliches Gewand zu kleiden, wie sie die Marotte des unbekannten Bauern nannten. Sie reisten auch etwa hin, um die Blihableiterkulturen zu bewundern; aber die Liberalität der Sache, die da auf den Dächern zu funkeln schien, behütete die Brüder vor dem Eingreifen einer harten weltlichen Gewalt, die von den Feinden Glanzmanns, den Verwandten seiner Frau eifrig angerufen wurde.

Was eigentlich im Schoße der Versammlungen in der Scheune betrieben werde, wußte man nicht. Die Deffentlichkeit regte sich erst auf, als Glanzmann vorschlug und durchsekte, neu eingerichtete Schulanlagen aus einer gemeinsamen Kasse zu bezahlen; die Speisung dieser Kasse aber sollte hauptsächlich von den Reichen besorgt werden. Eine solche Einrichtung gefährdete mehrere private Sädel von Erbkesseln und stöberte deren Anhang auf. Aber auch die Verwandten der Marianne fürchteten für das Erbe Glanzmanns und begannen sich dafür „im Namen der Kinder“ zu wehren. Sie

erzählten auf allen Straßen, Glanzmann habe den christlichen Glauben abgeschworen und predige die Gemeinschaft der Güter. Sie liefen zum Pfarrer und baten ihn, um der Ordnung willen einzuschreiten und die Obrigkeit zum Eingreifen zu veranlassen. Der Pfarrer traute der Berichterstattung wenig und hütete sich vor aller Uebereilung. Seit dem Eheverhör hatte er einen heimlichen Respekt vor der Ruhe und Besonnenheit Samuels. Immerhin sah er, daß die Lage sich zuspitze und irgend ein Vorfall einen Aufruhr hervorrufen könne.

Kurz darauf verbreitete sich das Gerücht, die Glanzmannbrüder hätten beschlossen, einen Hauptstreich auszuführen. Sie wollten alle Bürger veranlassen, die Schutzstangen auf ihren Firsten aufzupflanzen und gedächten den Anfang mit dem Pfarrhaus zu machen. Frau Marianne lief mit der Nachricht schnurstraks zum Seelsorger und erschreckte ihn nicht wenig. „Morgen,“ sagte sie, „morgen früh, wenn Ihr noch schlaft und die meisten andern Leute auch, da wollen sie Euch aufs Dach steigen und ihr keiserliches Zeichen befestigen, und wenn Ihr erwacht, so stehen die Leute unter den Fenstern und lachen und fragen: Ist der Pfarrer auch ein Glanzmannbruder geworden?“ Ja, so wird es gehen, so wird es gehen!“

Der Pfarrer mußte nach dem ersten Schrecken gestehen, daß er an solche Absichten nicht glaube. „Ihr werdet sehen,“ zürnte Marianne und lief rechtsumkehrt ins Dorf, um die Vettern zu warnen, besonders den Sigrift, damit er Lärm läute, wenn der Greuel vor sich gehen solle.

Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang wurde das Dorf von Sturmgeläut aus den Federn gerufen. Man strömte zusammen, riß die Spritze aus dem Schuppen, fragte: „Wo brennt es denn?“ und lachte mit größter Begeisterung, als man die Feuerbrüder auf dem Pfarrhaus erblickte. Rasch erfaßte man die Sachlage, raubte den Elektrikern die Leiter, fuhr auf und überfiel die Dachratten mit einem kalten Strahl. Das Toben und Lachen in der Gasse weckte den Geistlichen und lockte ihn in den Garten: „Glanzmann auf dem Dache,“

hatte man ihm gerufen. Also war es doch so?

Er konnte Glanzmann nicht unter den nassen Schreiern finden, die verängstigt auf den abschüssigen Ziegeln herumrutschten. Der Anblick des festlich gestimmten Volkes aber stürzte ihn in leise Zweifel. Geschah den Dachsteigern recht, oder war die Grausamkeit der Dörfler zu tadeln? Er wandte sich nach der Straße, stand aber am Dachrande still, überlegend, ob er dem Lärm Einhalt tun solle oder nicht.

Seine schwankende Seele erhielt aber in diesem Momente eine Belehrung, die von oben kam, und die er nicht wieder vergessen sollte: Einer der Ausgewässerten auf dem Dache verlor, von einem Strahl ins Gesicht getroffen, den Halt, und rollte über das Dach in den Garten, eben an jener Stelle, wo der Geistliche zweifelte. Zwei Schreie in einem machten das lärmende Dorf verstummen und den Wasserstrahl versiegen.

Man trug die zwei Verwundeten vom Platz. Die Leichenblässe auf beiden Gesichtern verbreitete sich über die ganze Menge und verwandelte die Freude in Wut. „Da seht nun die Folge der Schwärmerei! Schaut einmal an! Wer ist der Anstifter des Unglücks? Wo steckt der Glanzmann? Daheim bleiben tut er. Stifftet seine Narren auf und wagt sich nicht mit ihnen hinaus. Holt ihn herbei!“

Gerade die Abwesenheit des Führers steigerte die Wut der Menge besonders, und plötzlich, man wußte nicht wie, bewegte sich ein Haufe in der Richtung nach dem Glanzmannshofe. Haus und Scheune wurden umstellt und von einer wilden Wolke tönender Flüche umtanzt. „Wo steckt der Reher, der meineidige?“ Marianne trat heraus und führte die Empörten in die Scheune. „In seinem Hause müßt ihr ihn suchen.“ Sie holte ihn aus dem Stalle und stellte ihn den Schreiern vor: „Man sucht dich. Da ist er.“

Ein Bauer trat vor Glanzmann hin: „Im Pfarrhaus liegen zwei im Sterben und du bist daran schuld. Komm mit.“ Mit aufgeregtem Schweigen hastete der Zug, der Glanzmann verschlungen hatte, wieder dorthin. Von der Höhe des

Hofes schrie die Stimme des Weibes in gellendem Hohn: „Sperret ihn ein, daß er nimmer wieder komme!“ Niemand wandte sich um.

Mit dumpfen Gedanken spann Glanzmann die Fäden weiter: „Zwei Sterbende im Dorf... sperret ihn ein, daß er nimmer wieder kommt!“ Er fühlte keine Angst in sich. Nur leise Trauer. Er schüttelte den ungewaschenen Kopf und sah auf seine zerlumpten Kleider nieder. Also in diesem Zustande wollte man ihn wegführen? Er hätte lachen mögen. Ohne daß er begriff, woher sie kam, stimmte sein Inneres die Weise an: „Daß du das trägst, das ist von Gott.“ Und fast wie ein Weh durchzuckte ihn jenes junge Glücksgefühl. „So muß es sein, so muß es sein,“ sagte er bei sich und ließ sein sorgendes Herz frei. Er merkte, wie sie in die Dorfgasse einbogen. Das Dach des Pfarrhauses tropfte, und es hatte doch Wochen nicht geregnet... Es fiel ihm ein, wie der Kirchturm blendend weiß in der Morgensonne schimmerte... Und auf der First des Pfarrhauses funkelte die Spitze einer schwanken Eisenstange.

Irgendwo fragte jemand: „Wie geht's dem Pfarrer?“ Gelächter antwortete: „Das linke Schlüsselbein ist zerbrochen,“ und „Der Krauer hat zwei Rippen geknickt.“ Glanzmann wandte sich an einen Umstehenden: „Wer sind denn die zwei Sterbenden?“ Lachen beantwortete auch seine Frage: „Niemand ist tot. Aber deswegen kommst du trotzdem ins Loch. Schau, da kommt der Landjäger schon. Wir wünschen gute Reise.“

Ketten rasselten. Glanzmann bot die Hände. „Sonderbar,“ dachte er: „Sonderbar.“ Und willenlos überließ er sich dem Glück, das in ihm sang: „Daß du das trägst...“

Es wirbelte von vielen Gesichtern. Er sah sie nicht. Die Sonne brannte ihm auf den bloßen Scheitel. Er taumelte sorglos dahin, ohne zu denken. Einmal schaute er in die Höhe. Schimmernde Wolken stiegen steil und schwindelnd hoch. „Es wird dieser Tage Wetter geben...“ Das Glücksgefühl ließ nicht nach. Es schlummerte nur sacht in der heißen Sonne.

Auf einmal starrten fremde Gesichter um ihn, angsterfüllte, schadenfrohe,

schwankten vorbei, ängstlich fragend, frech verhöhrend, verschwanden. Schwere Tore öffneten, schlossen sich. Er lag in einem kühlen Loch. „So liegt es sich in der Scheune,“ dachte er, schloß die Augen und entschlief in schwerer Ermattung.

Er mochte viele Stunden geschlafen haben, als ihn eine harte Hand aufrüttelte. Er lauschte. „Was ist das?“ „Es donnert.“ Glanzmann sprang auf die Füße. „Gott ist nahe,“ rief er leise aus und zitterte. Der Gefangenwärter blinzelte ihn an. „Vielleicht. Aber jetzt sollt Ihr zum Statthalter kommen. Vorwärts!“ Er schob Glanzmann vor sich hin. Auf der Treppe stand Samuel horchend still: „Was lärmen sie so?“

„Feuerlärm“, brummte der Wärter. „Es brennt in der Stadt. Nur vorwärts! Ihr werdet das Feuer sehen!“ Und er schob ihn wieder. Glanzmann geriet in unheimliche Aufregung. Er spähte durch die Lücken der Schloßkorridore, die schmalen Treppfenster und eilte von selber in fliegender Hast höher. Der Wärter hieß ihn durch eine Tür treten. Raum aber öffneten sich die beiden hohen Flügel, als Glanzmann mit einem lauten Schrei stehen blieb und mit abgrundweiten Blicken in die geöffnete Ferne starrte. Man sah in die abendhelle Landschaft hinaus, und mitten in der rötlich dämmernden Luft prasselte eine blutige Feuersäule himmelan.

Glanzmann bewegte die Lippen leise und murmelte unhörbare Worte. Sein Gesicht wurde leichenfarben. Besorgt hielt ihn der Wärter fest. „Was fehlt Euch?“ Glanzmann bewegte sich nicht. Er sah nur die züngelnde Feuersehlangensbrut.

„Führt ihn in Gottes Namen herein,“ rief eine ungeduldige Stimme aus dem Saal. Und gleich darauf erschien der Statthalter und mit ihm ein Geistlicher. „Warum führen Sie ihn denn nicht herein?“

Die Herren blieben überrascht stehen. Samuel Glanzmann gewahrte sie nicht. Er starrte in Glück und Entsetzen geradeaus in die Glut. Zögernd nur näherte sich ihm der Statthalter und sprach ihn an. „Glanzmann, es ist Nachricht ge-

kommen, daß Sie ungerechterweise verhaftet worden sind. Der Gemeinderat Ihres Ortes, auf Bitten des Pfarrers, bittet, Sie sofort auf freien Fuß setzen zu lassen. Man schickt Ihnen auch Kleider. Haben Sie verstanden?“

Glanzmann verwandte kein Auge von der lodernden Glut. Seine Lippen verzogen sich in leisem Flüstern: „Das ist die Flamme Gottes!“

„Haben Sie nicht verstanden, Glanzmann?“ wiederholte der Statthalter. „Hochwürden, sprechen Sie ihm zu.“ Der Geistliche faßte die Hand des Entrückten und suchte ihn mit eindringlichen Worten zur Besinnung zu rufen. „Hören Sie. Mein Amtsbruder, der Pfarrer Herr Meyer, Ihr Pfarrer hat mich gebeten, für Ihre Freilassung zu wirken. Er hat in seinem Unglücksfall eine höhere Fügung erblickt und sofort den Gemeinderat ersucht, Ihre Freilassung zu veranlassen. Haben Sie nicht gehört?“

Glanzmann flüsterte leise: „Das ist die Flamme Gottes.“

Kopfschüttelnd trat auch der Geistliche zurück. Der Statthalter nickte achselzuckend: „Nicht normal?“ „Sie sehen,“ sagte der Geistliche, „er ist ergriffen von diesem Anblick.“ „Mir unbegreiflich, unbegreiflich,“ murmelte der Statthalter.

„Sie brauchen gar nicht zu zweifeln, Herr Statthalter, daß hinter diesem Elektrowahn, wenn Sie so sagen wollen, wieder einmal ein starkes Erlebnis steht, ein Erlebnis, das die Kraft besitzt, eine Sekte zu stiften und zusammenzuhalten.“

„Wie meinen Herr Pfarrer?“

„Ich meine, diese Seele, die starker Eindrücke fähig ist, hat einen Saum vom Mantel Gottes gestreift, und nun, weil sie zu schwach war, verbrennt sie in der Glut des Erlebten.“

„Ein ungebildeter Mann, was?“ antwortete der Statthalter. Der Geistliche geriet in Eifer: „Ob ungebildet oder nicht, ich sehe hier nur die Wirkung des göttlichen Gedankens.“

„Mir unverständlich, mir unverständlich,“ machte der Statthalter mit zornigen Brauen. „Eine andere Sache ist, wie wir den Mann wach kriegen.“

Der Priester trat ganz nahe an Glanz-

mann heran und rief ihm laut ins Ohr: „Sie sind frei!“ Langsam wandte sich der Angerufene um und wiederholte verwundert: „Frei...?“ Der Statthalter fiel gleich ein: „Ja, Sie sollen sich umkleiden. Wärter, bringen Sie ihn in seine Zelle und geben Sie ihm dies Kleiderpaket.“ Willenlos ließ sich Glanzmann fortschieben. „Haftentschädigung wird ausbezahlt werden,“ fügte der Statthalter bei, und als der Wärter verschwunden war, erklärte er noch einmal seine Meinung: „Offenbar völlig ungebildet. Mir unverständlich...“

Selbst leichtes Schrittes zog eine Viertelstunde später der Entlassene aus der Stadt, seiner Heimat entgegen. Ein schweres Gewitter lief über seinem Wege mit, und wilder ballten sich die Wolken, als die Nacht aus dem Erdengrunde sich erhob und Berg und Ferne verhüllte mit dem Dunst der Finsternis. Als gegen Mitternacht die Wetter sich zu entladen drohten, pochte Glanzmann an den Fenstern seiner Gläubigen an und rief sie hinaus. Er trug eine Blitzableiterstange bei sich und forderte alle auf, sich seinem Zuge anzuschließen. „Denn Gott ist nahe. Eilt hinaus, ihm zu begegnen!“ Ein Teil seiner Anhänger ließ sich, von Furcht und Neugier bewegt, herauslocken und formte sich zu einem seltsamen Zug, der von Haus zu Haus zog und sich langsam vergrößerte. Unter dem Schein flammender Blitze zogen sie in aufgeregter Erwartung weiter und fuhren mit jedem Donnerschlag furchtsam zusammen. Glanzmann allein wurde immer lebendiger, je näher der Ausbruch des Gewitters drohte.

Plötzlich ereignete sich das Sonderbare: seine Füße begannen im leichten Tanzschritt zu hüpfen, der leichte Körper bewegte sich in wilden Rhythmen durch die fahle Nacht, und gleich als hätte der Tanz die ganze gebundene Seele Glanzmanns gelöst, ging auf einmal sein leises Beten in Gesang über. Ein unbeschreibliches Lied brach aus den verschütteten Gründen dieses Lebens, das ohne Töne geschlummert jahrelang in totenähnlicher Starre. Alle ungewußte Liebe, alle begrabene Klage floß in Klängen wie ein Quell aus geöffnetem Trümmergrab.

Im Uebermaß der Erregung schrie die entfesselte Seele wilde Worte, stammelnde Laute, sinnlos tobende Schreie. „Als ich gefangen lag, da brach empor die Flamme Gottes. Da jauchzte befreit meine Seele, entstieg dem Kerker, dem Schlaf und tiefem Tode...“

Zitternd horchten die Brüder dem Gesang, der sich mit rollendem Donnermaß, der die grellen Blitze zu wecken schien, und schauerlich tönte, wenn der Donner schwieg und der Regenstrom zögerte, vorzubrechen. Im Schrecken blieben viele Brüder weit zurück und sahen ihren Führer nur von ferne, wenn die Schwefelhelle aufflammte. Er trug die Stange mit emporgehobenen Armen, und die Spitze glühte im Blitschein auf. Selbst die ersten im Zuge blieben stehen, als das Lied Glanzmanns plötzlich abbrach. In grauenvoller Aufregung warteten alle und horchten auf den Führer, der in der Dunkelheit verschwunden schien. Aufleuchtende Helle zeigte sein fahles Gesicht, und von ferne klangen Laute, als ob er bete. „Er kommt! Er kommt!“ hauchte der Wind herüber.

Plötzlich hörte man aus dem Dunkel lautes Schreien: „Es ist genug!“ Die Brüder erstarrten. Es war, wie wenn er im eiligen Laufe näherkäme. Doch das heftige Geräusch war das Schreiten des Regens, der urplötzlich hereinbrach. Mit dem ersten schweren Fall schlugen Blitz um Blitz in Bäume oder mitten ins Feld.

In weiter Ferne aber floß mit wehenden Kleidern und hoch getragener Stange Glanzmann im strömenden Regen tanzend, grau und gespenstisch in heller Glut. Eine Flamme, ein Aufschrei der Gläubigen... In Grauen und Entsetzen eilten die Brüder nach allen Richtungen davon.

Tage darauf fand man den erschlagenen Glanzmann in der Wiese. Die Stange hielt er fest umklammert. Man begrub ihn im Kirchhof bei den guten Christen. Der Pfarrer aus der Stadt hielt ihm die Grabrede. Er sprach vom Erleben Gottes, das unbegreiflicher sei als alle Wunder. Er sprach auch von der Menschenseele, die solche Flamme, emporgebrochen in ihrem Innern, nimmermehr bezwinde und oft versengt

werde von ihrer Glut. — Frau Mari-
anne ging mit einem langen Kopfschüt-
teln nach Hause.

Die Anhänger Glanzmanns teilten
sich nach seinem Tode in Freund und
Feind. Die einen nahmen sein Ende als
Strafe des Himmels an; die andern aber
glaubten in der wunderbaren Befreiung
seiner Kräfte und in der Seltsamkeit

seines Todes das besondere Zeichen zu
sehen, das sie erwartet hatten. Sie führ-
ten seine Tätigkeit fort, erboten sich, alle
Dächer umsonst mit den Schußstangen zu
versehen, und predigten seine Lehre in
abgeschwächter Form ein ganzes Jahr-
hundert lang. Ihrer Tätigkeit verdankt
die ganze Gegend die auffallende Er-
scheinung der vielen Blizableiter.

Ganz nur mit dir . . .

Ganz nur mit dir, mein Innerstes,
Möcht' ich verschwistert sein.
Ich fühle, daß ich abgeirrt —
Und leide Pein.

Ach könnt' ich nur zurück!
Doch hab' ich selbst zerstört,
Was mir — o unbewußtes Glück! —
In frommer Unschuld angehört.

Wenn es die bittere Qual
Als Prüfung schwer durchs Leben trägt —
Vielleicht daß doch noch einst das Herz
Am Busen Gottes schlägt!

Georg Küffer, Bern.

Der zerrissene Faden.

Eine kleine Geschichte von Walter Dietiker, Bern.

Es war ein blauschöner Tag. In wun-
derbarer Klarheit strahlte das Gewölbe
des Himmels, so durchsichtig, daß man die
Engel wandeln und ihre weißflaumigen
Flügel perlmuttern schimmern sah. Und
wie ich, ergriffen stehen bleibend, mit der
Hand über den Augen emporschaute ins
kristallene Himmelsgebäude, was nahm
ich wahr? Von Engelshänden sorgsam
gehalten, ging zu jedem Menschen auf
Erden eine goldene Schnur. Das war ein
Glänzen wie von tausend und aber tausend
Sonnenstrahlen. Aber etwa geschah es,
daß ein Faden zerriß: bei Männern in
enger Gasse an einem Wirtshauschild oder
beim Anprall an einen übergroßen
Frauenhut; bei Frauen, wenn sie sich
freischend gegenseitig in die Haare fuhren.
Dann gab es in den Händen des Schutz-
engels einen harten Ruck, so daß das
Himmelskind erschrocken stehen blieb. Mit
hängenden Flügeln und betrübter Miene
sah es dann auf den Fadenrest herab, der
lose und im Winde schwingend vom Him-
mel herabhing. Nur die Himmelsfäden
der Kinder blieben unverfehrt.

Auf meiner Wanderung kam ich auch
vor das Städtchen, wo auf einem kleinen
Hügel die Kirche stand. Und siehe: auch
über ihr hing ein goldener Faden lose
vom Himmel; der Rest war um den Turm
verwickelt, und ein Ende zog der Herr
Pfarrer hinten am Rockragen nach auf
seinem Gang um die Kirche. Studierte der
Herr an einer Predigt? Ach nein, er war
in düstere Gedanken versunken. Ueber die
Schlechtigkeit der Welt sann er nach: wie
leichtsinnig die Jugend sei, die an nichts
denke als an Schäfern und Tanz. Er
ängstigte sich über das Lächeln, das er je
um einen jungfrischen Mädchenmund
hatte huschen sehen, über den Jauchzer,
der einmal der Brust eines braunwangigen
Burschen entfahren war, über gehörte
oder gesehene Äußerungen irgend einer
Lebensfreude überhaupt, und war sehr be-
trübt über alle Ansichten und Auf-
fassungen des Lebens, die den seinigen
wider sprachen.

So bewegte sich der Gang des Herrn
Pfarrers lebensfremd immer im selben
enggezogenen Kreise um die Kirche, und